

50 Jahre Soziokultur und Neue Kulturpolitik



Foto: Michael Bieckmann

Dr. Norbert Sievers ist wissenschaftlicher Berater des IfK der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. und war von 1988 bis 2020 Geschäftsführer des Fonds Soziokultur e.V.

Fünfzig Jahre Soziokultur. Wirklich? Seit wann gibt es diesen Begriff tatsächlich? War nicht Kommunikation als Leitbegriff und Zielkategorie der Neuen Kulturpolitik in den 1970er Jahren viel prominenter als Soziokultur? Warum wird gerade das Jahr 1973 als Referenzjahr gesetzt und wie konnte sich dieses eigenwillige Kompositum durchsetzen, das noch heute Kulturpolitiker*innen kaum erklärt werden kann und bei Haushaltsverhandlungen eher ein Hindernis ist? Das Thema des Heftschwerpunkts wirft viele Fragen auf. Manche werden in den folgenden Beiträgen vielleicht beantwortet werden können, andere werden im Rahmen einer dringend benötigten Aufarbeitung der Reformgeschichte der deutschen Kulturpolitik und der Praxisgeschichte der Soziokultur noch geklärt werden müssen.

I. Öffnung

Wer sich auf eine Zeitreise in die Begriffsgeschichte der »Soziokultur« begibt, dafür Quellen studiert und die umfangreiche Literatur zur Kenntnis genommen hat, gewinnt den Eindruck, dass dieses Konzept in den 1970er Jahren vor allem für eine Suchbewegung nach neuen Inhalten und Formaten der Kulturpolitik und der kulturellen Praxis steht, die thematisch weit über das hinausgreift, was heute unter »Soziokultur« verstanden wird. Der Protest der 68er und die daraufhin einsetzende Politik der Demokratisierung hatten in diesem Jahrzehnt die ganze Gesellschaft in Bewegung gesetzt, jedenfalls wichtige Akteur*innen

davon.¹ Ob in der Erziehung, der Bildung, der Sozial- und Jugendarbeit, der Medienarbeit, der Freizeit, dem Städtebau und natürlich auch bei den großen Themen der Chancengleichheit, der Geschlechtergerechtigkeit, der Diversität, dem Frieden und der Umwelt: Überall gab es das Bedürfnis nach einem Umdenken und die Suche nach »Alternativen«, die sich nicht zuletzt auf die Reform der dafür vorhandenen öffentlichen Einrichtungen und Politikkonzepte bezogen, aber auch radikaler die Frage danach stellten, wie die Menschen in Zukunft leben wollten. Warum also nicht auch in der Kultur? Galt doch Kultur auch schon damals als ein Bereich, in dem Utopien zumindest gedacht und diskutiert werden konnten.

Und tatsächlich gab es dann auch schon bald Bewegung in der Kulturszene. Zunächst in der Kunst, die schon in den 1960er Jahren mit politischen Aktionen und neuen Formaten von sich reden gemacht hatte, dann fast zeitgleich in der Kulturpolitik und in der kulturellen Praxis, auch wenn dies über lange Zeit eine weitgehend außerinstitutionelle Angelegenheit bleiben sollte. Von Soziokultur war in dieser Zeit zunächst nur in kulturpolitischen Publikationen die Rede, die allerdings wirkmächtig werden sollten. Vor allem die Programmschrift »Die Wiedergewinnung des Ästhetischen. Perspektiven und Modelle einer neuen Soziokultur« von Her-

¹ Zur Geschichte der Soziokultur siehe den Beitrag von Tobias J. Knoblich in diesem Heft sowie Sievers/Wagner 1992.

mann Glaser und Karl-Heinz Stahl aus dem Jahr 1974 kann dabei als oft zitierte Quelle genannt werden. Die Autoren definieren den Begriff darin wie folgt: »Soziokultur ist der Versuch, vorrangig, neben anderen Aspekten, Kunst als Kommunikationsmedium zu begreifen – als eine und zwar sehr gewichtige Möglichkeit, die plurale (und damit in vielfältige Einzelinteressen, Interessenkonflikte, Verständigungsbarrieren) zerklüftete Gesellschaft auf der ›kommunikativen Ebene‹ zusammenzubringen. Sie vermittelt dabei weniger Inhalte (wohl auch diese); sie stellt vielmehr kommunikative Strukturen bereit.« (Glaser/Stahl 1974: 26f.) Mit diesen »kommunikativen Strukturen« war das gesamte Spektrum der in dieser Zeit entstandenen neuen Kultureinrichtungen und -formaten gemeint, von kommunalen Kinos, Kulturläden und -werkstätten über die kulturelle Erwachsenenbildung, das Bibliothekswesen, die Musik- und Kunstschulen zu Jugend- und Straßentheatern bis hin zu den Kommunikationszentren und Bürgerhäusern. (vgl. Revermann 1974: 61)

Der Neuen Kulturpolitik lag also ein weiter Soziokulturbegriff zugrunde. Das Präfix »Sozio« war dabei einerseits als Markierung für das kulturpolitisch Alternative oder Ergänzende gedacht. Andererseits annoncierte es – vor allem bei Hermann Glaser und Dieter Sauberzweig – die maximale Öffnung der Kultur in den gesellschaftlichen Raum, bis hin zu ihrer Veralltäglichung. Die Abkehr von der in Institutionen abgeschotteten Kunstwelt, die »Trennung der ››einen‹ Welt des Geistes von den Niederungen der Realität« sollte überwunden werden. Das war das Programm der »Sozio-Kultur« und der Neuen Kulturpolitik und die Botschaft jener berühmten Erklärung »Kultur und Bildung als Element der Stadtentwicklung« des Deutschen Städtetages, die 1973, also vor genau 50 Jahren, in Dortmund verabschiedet wurde.²

II. Verengung

Die Geschichte der Soziokultur ist nicht nur eine Geschichte der sich alternativ zu den klassischen Kulturinstitutionen entwickelnden Einrichtungen und Praxisformen, sondern vor allem auch eine ihrer kulturpolitischen Begründung und Durchsetzung. Trotz der starken Argumente und Vorbilder und trotz der Anschlussfähigkeit der damit verbundenen Ideen an das damals vorhandene Reformklima in der Gesellschaft brauchte es bis Anfang der 1990er Jahre bis der Begriff »Soziokultur« kulturpolitisch anerkannt war. Als Sammlungsbegriff von Initiativen und Ansätzen in den Bereichen der politischen Stadtteilarbeit, der sozialen Kulturarbeit, der freien Theaterarbeit, der sozial-kulturellen Animation, der ästhetisch-kulturellen Bildung und Kulturpädagogik bis zur Kunsttherapie hatte dieser Begriff zu wenig Profilschärfe, um damit überzeugend im kulturpolitischen Raum argumen-

² Siehe dazu den Beitrag von Kurt Eichler und Tobis J. Knoblich in diesem Heft.

tieren und diesen in den öffentlichen Haushalten verankern zu können. Abgesehen davon war man sich schon in den 1970er Jahren auch unter den fortschrittlichen Kulturpolitiker*innen keineswegs einig in der Frage, wie denn der Reformweg realpolitisch beschritten werden konnte. Nach dem Scheitern der Opernreform in Dortmund, das wie ein Fanal gewirkt hatte, war die Option des Umbaus der großen und teuren Kultureinrichtungen faktisch von Tisch.³ Schon im Zusammenhang mit der Gründung der Kulturpolitischen Gesellschaft, an der viele Reformakteure beteiligt waren, wurde deshalb über eine »Doppelstrategie« diskutiert, die auf »Kontinuität und Innovation«, also auf die Bewahrung der alten Strukturen und deren Ergänzung um neue Einrichtungstypen und Formate setzte und damit schon damals eine »additive Kulturpolitik« einleitete.⁴

Dieser strategische Richtungswechsel in der kulturpolitischen Reformdebatte korrespondierte mit Entwicklungen in der soziokulturellen Szene respektive ihrer verbandlichen Repräsentation. Zu nennen ist hier zunächst die Gründung der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren im Jahr 1979. Der neue Verband war nicht nur eine Manifestation des gewachsenen Selbstbewusstseins der darin Versammelten, sondern faktisch auch eine Aneignung des weiter gedachten Reformanspruchs durch dessen Fokussierung auf eine Einrichtungsform, die allerdings viele soziokulturelle Essentials auf sich vereinigte. Der bis dahin gängige Begriff des »Kommunikationszentrums«, unter dem sich die Soziokulturellen Zentren bis dato versammelt hatten, war damit aus dem öffentlichen Diskurs abgemeldet.⁵ Nur wenige Jahre später ging es erneut um Begriffspolitik als sich der

³ Der damalige Dortmunder Kulturdezernent Alfons Spielhoff, der dann später (1976) die Kulturpolitische Gesellschaft mitgründete, hatte 1971 vorgeschlagen, das Ensemble des örtlichen Opernhauses abzuschaffen und das Haus für angekaufte Operaufführungen und Konzerte zu nutzen und für soziokulturelle Aktivitäten zu öffnen sowie allgemein mit dem eingesparten Geld die Stadtteilkulturarbeit zu stärken, was einen Sturm der Entrüstung auslöste, der bundesweite Kreise zog. Er musste seinen Vorschlag zurückziehen und hat sich danach nicht erneut um das Amt des Kulturdezernenten beworben.

⁴ Diese Debatte gab es in der Gründungsphase der Kulturpolitischen Gesellschaft in den Jahren 1975/76, aber auch in Gesprächen zwischen der Kulturpolitischen Gesellschaft und dem Kulturausschuss des Deutschen Städtetags, dem Hermann Glaser damals vorsah. Belegt ist etwa ein Antrittsbesuch im Jahr 1981 durch KuPoGe-Präsident Olaf Schwencke und Vize-Präsident Wolf-Peter Schnetz, der ebenfalls als Erlanger Kulturreferent Mitglied des Kulturausschusses war, bei dem es um den Reformbegriff der KuPoGe ging. So gab es die Befürchtung im Kulturausschuss, dass die Rede von »kulturpolitischen Alternativen« als Angriff auf die Theater, Opern und Museen gedeutet werden könnte. Im Ergebnis einigte man sich darauf, dass es bei der Kulturreform vor allem um ergänzende Optionen gehen müsse. Dieser Kompromiss war die Basis einer jahrzehntelangen Zusammenarbeit von KuPoGe und DST.

⁵ Noch im Jahr 1976 gab es eine bundesweite Fachtagung der Projektgruppe »Kommunikationszentren« der Kulturpolitischen Gesellschaft in Osnabrück, zu der wichtige Gründungsakteur*innen der damals bestehenden Kommunikationszentren angereist waren, um den Versuch einer Begriffsbestimmung zu wagen. Wer dem Selbstverständnis der damaligen Akteur*innen auf die Spur kommen will, wird darin fündig. (vgl. De Buhr/Kanein/Richter 1976)

Deutscher Kulturrat gründete und nach der alten Spartenlogik formierte. Konkret wurde nach einem Namen für die 8. Sektion gesucht, die jene Verbände und Organisationen repräsentieren sollte, die keiner Kunstsparte zuzuordnen waren und / oder sich den neuen kulturellen Praxisfeldern verbunden fühlten. Zur Auswahl standen »Rat für spartenübergreifende Kulturarbeit« oder »... allgemeine Kulturarbeit«. Durchgesetzt hat sich schließlich die Bezeichnung »Rat für Soziokultur«, was sicherlich auch mit der programmatischen Aufladung dieses Begriffs zu tun hatte.⁶

Die damals dennoch geäußerte Befürchtung, der Begriff »Soziokultur« würde damit zur Restkategorie am Rande des kulturpolitisch Etablierten verkommen und seine reformpolitische Kraft einbüßen, war sicherlich nicht unberechtigt. Es sollte jedoch anders kommen. Dies zeigt nicht zuletzt die Gründung des Fonds Soziokultur e.V. im Jahr 1987, in dem der erweiterte Soziokulturbegriff fortlebt und – zumindest projektbezogen – auch förderungspolitisch bedacht wird. Auch die Anerkennung der Soziokultur als förderungswürdiges kulturelles Praxisfeld durch die Bundesregierung in der Antwort auf die Große Anfrage der SPD-Fraktion zum Thema »Soziokultur« im Jahr 1990 hätte es ohne diese bewusste Begriffspolitik wahrscheinlich nicht gegeben.⁷ Schon einige Jahre vorher bezogen sich viele wichtige kulturpolitische Erklärungen explizit auf diesen Begriff, dem allerdings einige verbandspolitische Kärnerarbeit vorausgegangen war. (vgl. Sievers/Wagner 1992: 23, Fn 5)

III. Ermutigung

Rückblickend hat sich die Idee der Soziokultur als erstaunlich zäh und erfolgreich erwiesen, was die Beiträge in diesem Schwerpunkt auch zeigen. Immer mehr Kultureinrichtungen, auch Theater und Museen, bedienen sich soziokultureller Methoden und Konzepte, verlassen ihre Häuser und nutzen Orte und Themen in der Stadtgesellschaft, um eine neue Aufmerksamkeit und Relevanz zu erhalten. Bibliotheken werden zu »Dritten Orten«, die kulturellen Bedarfe in ländlichen Räumen werden wiederentdeckt. Deshalb ist schon seit Längerem von einer Soziokulturalisierung des Kulturbereichs die Rede. Auch der emphatische Begriff der »Kommunikation« kehrt wieder. Mehr denn je geht es heute darum, »Verständigungsbarrieren« zu überwinden,

6 Vor allem die Co-Direktorin des Zentrums für Kulturforschung und Mitgründerin des Deutschen Kulturrates, Karla Fohrbeck, die als KuPoGe-Vize-Präsidentin dann auch eine der Sprecher*innen der Sektion Soziokultur wurde, hatte sich für die Soziokultur stark gemacht. Sie kannte den Begriff aus der europäischen Kulturdebatte (insbesondere des Europarates) und war deshalb mit den darin enthaltenen Reformoptionen vertraut.

7 In der Antwort der Bundesregierung heißt es klipp und klar, die Soziokultur sei »zu einer festen Größe im kulturellen Leben der Bundesrepublik geworden.« (BT-Ds. 11/6974) Die Große Anfrage wurde im Rat für Soziokultur vorbereitet; auch bei der Antwort waren Mitglieder des Rates beteiligt. Der Autor dieser Zeilen hatte die Freude, dies als Stellv. Sprecher des Rates koordinieren und eigene Beiträge dazu liefern zu dürfen.

wie Hermann Glaser es formuliert hat. Er wusste, dass eine lebendige und widerständige Demokratie genau dies braucht. Kunst und Kultur können dafür immer noch Medien sein, wenn sie unpräzisiös und dem Alltag der Menschen zugewandt angeboten werden. Vielleicht liegt es daran, dass die soziokulturelle Idee gegenwärtig eine Renaissance erlebt. Ob dies auch ein Schutz für das in der Soziokultur Erreichte ist oder sich ein Verdrängungswettbewerb einstellt, in dem die etablierten Institutionen wieder die besseren Karten haben, wird sich zeigen müssen.⁸ Einen Automatismus gibt es sicher nicht. Das kann aus der Geschichte der Soziokultur gelernt werden. Deshalb bedarf es auch weiterhin der Mühen auf den vielen kulturpolitischen Ebenen. Immerhin stehen 50 Jahre aber für die Tatsache, dass die damit gemeinte kulturelle Praxis keine Episode, kein Generationenprojekt war, sondern immer noch ein unvollendetes Projekt mit guten Perspektiven.

Literatur

De Buhr, Hasko / Kanein, Herbert / Richter, Reinhart (1976): Kommunikationszentren. Dokumentation 6 der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. Bonn: Kulturpolitische Gesellschaft e.V.

Glaser, Hermann / Stahl, Karl-Heinz (1974): Die Wiedergewinnung des Ästhetischen. Neue Modelle einer Soziokultur. München: Juventa

Revermann, Klaus H. (1974): Kunst als gesellschaftliches Angebot. Theoretische Überlegungen und ein praktisches Beispiel: »Urbs ,71«, in: Schwencke, Olaf / Revermann, Klaus H. / Spielhoff, Alfons (Hrsg.): Plädoyers für eine neue Kulturpolitik. München: C. Hanser Verlag, S. 47–57

Sievers, Norbert / Wagner, Bernd (1992): Soziokultur und Kulturpolitik, in: Sievers, Norbert/Wagner, Bernd: Bestandsaufnahme Soziokultur. Beiträge – Analysen – Konzepte. Schriftenreihe des Bundesministeriums des Innern 23. Stuttgart/Berlin/Köln: Verlag W. Kohlhammer, S. 11–37 ■

8 Siehe dazu den Beitrag zur Börse in Wuppertal sowie die Artikel von Bernd Hesse und Jennifer Tharr in diesem Heft.